

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 216.

Freitag, 16. September

1927.

(15. Fortsetzung.)

Das grüne Monotel.

Roman von Guido Kreucher.

(Nachdruck verboten.)

VII.

Bei Koffa und Zigarette saß der Botschaftsrat von Traß nach dem Diner in der Halle des Amstel-Hotels plaudernd mit Gerrit Glynn. — als sie plötzlich aufsprang.

„Da ist ja mein Vetter! Entschuldigen Sie einen Moment, ich bringe ihn sofort her!“

Schon war sie fort, drängte sich durch das Gewühl der Kommenden und Gehenden und trat gleich darauf zu einem langen, fast hageren Herrn, der mit anderen Gästen durch die Drehtür das Vestibül betreten hatte und jetzt am Tisch der Zimmerausgabe mit dem Empfangschef verhandelte.

Da seine junge Verwandte für ihn ja schon vorausbestellt hatte, erledigte sich die Formalität schnell. Und das übrige tat wohl sein Name.

Die Begrüßung zwischen Vetter und Base war kurz und kameradschaftlich.

Dann übernahm ein Page Hut, Mantel und Handtasche des Ankömmlings, um sie nach dessen Zimmer hinaufzubringen.

Der Engländer aber schloß sich seiner Cousine an, die ihn zum Tisch des Botschaftsrats brachte.

Henner von Traß erhob sich und musterte mit raschem Blick die Erscheinung des Mannes, von dem er so viel erwartete.

Das Alter John Kerridges ließ sich nicht abschätzen; aber er mochte die Bierzig wohl bald erreicht haben. Im übrigen der markante Typ des weitgereisten, gelassen-selbstsicheren Angelsachsen, der sich überall mit der gleichen ruhigen, ein wenig phlegmatischen Unaufdringlichkeit bewegt, als schlenderte er über die Londoner Regentstreet. Was einzig an ihm als ungewöhnlich auffiel, war vielleicht sein grünes Monotel. Komisch eigentlich — bei einem Detektiv; der doch wohl oft genug gezwungen ward, jede Aufmerksamkeit von sich abzulenken!

Doch da stand er schon am Tisch.

Gerrit Glynn stellte gegenseitig vor. Man verbeugte sich knapp und schüttelte einander die Hand.

„Ich freue mich, Herr von Traß.“

„Meinerseits, Mister Kerridge. Ich bin Ihnen verpflichtet, daß Sie dem gestrigen Telegramm Fräulein Glynn sofort entsprachen und herkamen.“

„Um so weniger Ursache, Herr von Traß, als ich unpünktlich bin. Allerdings ohne mein Verschulden. Das Flugzeug hatte unterwegs zeitweise Motorstörung. Daher die Differenz von zwanzig Minuten. Im übrigen“, er legte seine Rechte fast brüderlich um die Schulter seiner Cousine, „wenn dies kleine Girl mich ruft, komme ich immer. Gleichgültig, ob ich gerade in Germany, im Sudan oder in Tibet bin. Das halten wir seit jeher so. Weil wir beide uns gut vertragen und uns gegenseitig famos finden.“

Es war ein komisches und doch hübsches Bild: das zierlich graziöse Mädchen im Arm dieses langen, hageren Gesellen, dem sie kaum bis zur Schulter reichte.

Außerdem gab John Kerridge sie schon wieder frei.

„Nun zu uns beiden, Herr von Traß. Lassen Sie

uns keine Zeit verlieren. Sie wollen mich sprechen. Da bin ich. Wo verhandeln wir? In Ihrem Zimmer oder in meinem Zimmer oder hier unten? Ich bin für letzteres. Bei geschlossenen Räumen weiß man nie, ob man nicht von nebenan irgendeinen unerwünschten Zuhörer hat. Nie kann man sich dagegen schützen. Also gehen wir in die Bar. Die kenne ich hier im Amstel-Hotel. Da ist um diese frühe Nachmittagsstunde keine Menschenseele. Wir nehmen die äußerste Ecke und sind gegen jede heimliche Annäherung gesichert. Einverstanden? Sehr wohl. Was tut Miß Glynn inzwischen? Ist sie mit von der Partie oder —“

Doch das Sportgirl war taktvoll genug, rasch abzuwehren.

Um Gottes willen — mich interessiert eure lederne Politik nicht, um die es sich doch wahrscheinlich handelt. Ich gehe ins Musikzimmer. Wenn ihr fertig seid, dann schickt einen Bagen.“

Damit verschwand sie.

Abirgens erwies sich die Voraussage des Engländers als berechtigt: die Bar war völlig leer. Nur der Mixer döste über einer Nummer des „Telegraf“. Und nachdem er den beiden Herren ihren Martini und Whisky-Soda nach einem versteckten Klubessel-Winkel gebracht hatte, sank er hinter dem Marmortisch wieder in seine stumpfsinnige Lethargie zurück.

„Please, Herr von Traß“, forderte John Kerridge auf. „Ich bin bereit, zu hören. Doch ehe Sie beginnen, noch eine Bemerkung: Ich weiß natürlich vorerst nicht, aus welchem Grunde Sie diese Besprechung zwischen uns beiden wünschen. Aber aus der Tatsache Ihrer Zugehörigkeit zum deutschen Auswärtigen Amt folgere ich, daß es sich um eine Angelegenheit politischer Natur handelt — Sie nicken. Also habe ich das Rechte getroffen. Und bitte Sie nun: Schalten Sie bei dem, was Sie mir zu sagen haben, meine Nationalität vollkommen aus. Betrachten Sie mich nicht als Engländer, sondern nur und ausschließlich als Privatmann, als den Vetter Fräulein Glynn und als einen Menschen, der Ihnen mit Freuden helfen wird, soweit es in seinen Kräften steht.“

Und diese paar Worte waren denn auch das Einzige, was für mindestens eine Viertelstunde von seinen Lippen kam.

Er brannnte sich seine Schaggschneise an, schlug die Beine übereinander; lag tief vergraben im Sessel und lauschte stumm mit der routinierten Geduld eines Mannes, der derartige Situationen seit anderthalb Jahrzehnten beruflich gewohnt ist.

Mit förmlich gieriger Ungeduld hatte der Botschaftsrat die Ankunft John Kerridges herbeigesehnt und hatte sich während der letzten Nacht und der heutigen Vormittagsstunden immer tiefer in der Hoffnung und Überzeugung versenken: Wenn es überhaupt noch einen Ausweg aus dem Labyrinth gab, dann würde dieser, nur dieser Mann ihn finden. Denn an den telephonischen Optimismus des Unterstaatssekretärs Dr. Heinke von vorletzter Nacht hatte er keine Minute

geglaubt, sondern einfach einem dienstlichen Befehl entsprochen, als er Berlin verließ.

Nun aber, wo John Kerridge hier war und leibhaftig vor ihm saß, mußte er förmlich innere Hemmungen voll ungewohnter Schärfe überwinden, um zu sprechen. Die Gründe lagen weniger in der ganzen nüchtern-sachlichen, phrasenlosen Art des Detektivs, der nicht den leisesten Schatten einer Ähnlichkeit mit jenem Phantastiegebilde aufwies, das die unzulänglichen Epigonen eines Conan Doyle in zahlloser Variation durch lebensfremde Romane wandern ließen und zu unglaubwürdigem Pappmachefiguren-Dasein erweckten. Auch an der Umgebung dieser Bar lag es nicht, die gleichfalls ganz und gar kein Romanmilieu war, sondern an dem Botschaftsrat selbst, der die angeborene Distanziertheit seiner Natur Menschen und Dingen gegenüber selbst in solchem Sonderfalle nur sehr, sehr schwer überwand. Dies Empfinden prägte sich so scharf in ihm aus, daß er die einleitenden Sätze seines Berichts fast unter dem Eindruck sprach: es sei indiskutabel und eigentlich geradezu abenteuerlich, einen fremden Menschen, den er seit kaum zehn Minuten kannte, zum Mitwisser dessen zu machen, was ihm selbst Schicksal geworden war und — vielleicht — doch noch Verhängnis werden konnte.

So bedeutete die Zeit, während der er sprach, einen ständigen, erbitterten Kampf gegen sich selbst, aus dem er allerdings jedesmal als Sieger hervorging. Denn im Hintergrunde alles Geschehens stand ein Name, der wie ein magnetischer Pol seit dem Tage seiner Verlobung jeden seiner Gedanken souverän an sich gerissen hatte und auch während dieser Viertelstunde erzwingenden Berichts, ihm selbst unbewußt, die ganze Tonfala seines Fühlens und Denkens in ständig wechselnden Schattierungen aufzuringeln ließ: Christa Barell!

Er sprach es nicht aus, er hätte es nie über die Lippen gebracht, hätte es andernfalls geradezu als Profanierung empfunden — und doch hörte der Engländer immer und immer heraus:

Christa Barell war das Alpha und Omega im Leben dieses feudalen, sehr distinguierten, sehr zurückhaltenden und ebenso blasierten wie klugen Botschaftsrats von Traß.

Auch noch andere Gedanken gingen ihm durch den Kopf, während er im Dämmer des Barwinkels das bronzenfarbige, hagere Juntergesicht sich gegenüber betrachtete, dessen fast schmerzhaftes Gespanntheit von wüsten Tagen und schlaflos durchgrübelten Nächten zeugte.

Schließlich schwieg Henner von Traß. Es blieb nichts mehr zu sagen.

Der Engländer verharrte noch sekundenlang in tiefem Sinnen.

„Das ist sonderbar“, meinte er dann halblaut und scheinbar völlig beziehungslos, „seit einigen Tagen halte ich mich in Berlin auf. Keineswegs aus dienstlichen oder beruflichen Gründen, sondern in einer privaten Angelegenheit. Lediglich Foreign Office und Scotland Yard kennen meinen gegenwärtigen Aufenthalt. Denn selbstverständlich muß ich jederzeit für diese beiden Stellen erreichbar sein, falls unvorhergesehene Fälle eintreten.“

„Ja, natürlich.“

„Allright. Woher wissen nun aber noch andere Personen von meiner derzeitigen Berliner Anwesenheit? Leute, die ich selbst gar nicht kenne, und die bisher auch im Hintergrunde geblieben sind?“

„Ist denn das der Fall?“

Langsam schob John Kerridge die Schultern hoch.

„Beinahe muß ich es annehmen, wenn ich auch bisher weder das Motiv noch die näheren Einzelheiten ergründen kann. Dabei spielt in Berlin irgend etwas, das offenbar auch mich berührt. Aber was? Und wer hat da seine Hände zwischen? Und worauf läuft das alles hinaus? Ich erkläre Ihnen, Herr von Traß — ein ausgesprochen unbegabter Zustand. Dem ich aber sehr schnell ein Ende machen werde. Schon heute hätte ich nach dieser Richtung hin die ersten Schritte getan, würde mich das Telegramm meiner Cousine nicht überstürzt hierhergerufen haben. Nach meiner

Rückkehr nach Berlin aber schaffe ich Klarheit. Vorausgesetzt, daß ich nicht schon jetzt dabei bin, ohne es zu wissen.“

Der Botschaftsrat maß ihn überrascht.

„Sie glauben, Mister Kerridge, der Attendiestahl stände in irgendeiner Beziehung zu dem, was sich in Berlin an Unerklärlichem um Ihre Person abspielt?“

„Meine klare Überzeugung hält es für absurd — mein Instinkt dagegen bestätigt es. Nun muß man abwarten, was von beiden sich als zuverlässiger erweist. Allerdings — viel Zeit bleibt nicht. Vielmehr werde ich schon morgen die Probe aufs Exempel machen können. Und zwar im Brüsseler Palace-Hotel.“

„Im —“

Der Detektiv klopfte seine Pfeife in die Aschenschale aus und legte sie dann neben das Whistglas.

„Nein — lassen wir das bis nachher und kommen wir erst mal auf Ihre Angelegenheit zu sprechen. Hierzu ein paar Vorbemerkungen:

„Vor allem hat Miß Glynn in aller Ahnungslosigkeit das Klügste getan, was sie überhaupt tun konnte, als sie mich durch ihr geistiges Telegramm heriprenge. Weiterhin danke ich Ihnen, Herr von Traß — das ist keine Phrase: ich danke Ihnen — dafür, daß Sie auf meine aktive Mitarbeit in dieser Sache Wert legen. Weil ich — immer noch meinem Instinkt nach! — dabei viel persönlicher interessiert bin, als wir es beide bisher vermuten. Und nun zum Kernpunkt Ihrer Mitteilungen: dem Attendiestahl, und wie er sich abgespielt hat. Da lassen Sie mich eine Überzeugung aussprechen, die ich bereits seit Ihren ersten Worten hegte und für die ich, wie man in Germany sagt, meine Hand ins Feuer legen würde: Ihr Fräulein Braut ist unschuldig!“

(Fortsetzung folgt.)

Die Hochzeit des Jan Huysum.

Eine Geschichte aus den Tropen.

Von Volkmar Iro.

Über den Holzhütten der kleinen Bai von Amurang zeternten die Papageien in den Zudervpalmen und Platanen ihr Schalllied, niederträchtige Gerüche von Durianfrüchten und getrockneten Fischen mischten sich mit Holzrauch, den Düften der malaischen Abendmahlzeiten und den Gerüchen von Vanille, Muskat und Seetang. Einbäume der Fischer schaukelten mit weitgespreizten Auslegern an den Strand, aus den kleinen, schiefen Hütten liefen ihnen Weiber in bunten Duffentüchern und schneeweißen Tüchern entgegen und schleppten die Körbe mit Fischen heraus, der chinesische Händler hockte zufrieden vor seiner Bude, hatte den Schädel taht rasiert, sog an dem dicken Pfeifenrohr und sah an, wie am Molo Malaien ihren Reis kochten; am Horizont hingen schon die ungeheuren Wolkenberge des Abends über dem matten Spiegel der Celebes-See, tief unten gelbrot überfladert von fahlen Bliken, hoch oben noch brennend vor der untergehenden Sonne und glühend gezackt gegen den klaren Himmel — es war ein stiller, schwüler Abend, und nur vor dem Holzhaus des Jan Huysum ereignete sich etwas ganz Außergewöhnliches:

Zwei Diener und die schlaffe, hübsche Ara sogen eifrig Eisenstäbe um die Veranda und hingen alte Konservenbüchsen mit Lichtern daran, ein halbes Dutzend Lampions baumelte schon an den Ästen eines Brotfruchtbaums, vor dem Garteneingang leuchteten zwei holländische Flaggen, und ein Rudel von Kindern band Blütensträuße an lange Stangen. Bei Einbruch der Dunkelheit kam Jan aus seinem Magazin, stutete und rief sofort die Malaien ins Haus. Sie blieb demütig stehen, während er nervös im Zimmer auf und ab lief und seine Pfeife qualmte.

Jan Huysum war ärgerlich, wütend, verzweifelt. Mit dem Dampfer, der einmal im Monat die Bai anließ, erwartete er in dieser Nacht die ihm vor einem Vierteljahr in Amsterdam mit einem alten Onkel angetraute Wilhelmintje. Alle festlichen Vorbereitungen waren getroffen — da erschien am Nachmittag unvermutet Ara, die ihm durch drei Jahre die Wirtschaft besorgt und alle europäische Weiblichkeit leicht vergessen gelehrt hatte. Sie hatte wunderschöne, sanfte Rehaugen, war nicht nur für einheimische Begriffe eine Schönheit und zählte achtzehn Jahre — der Abschied war Jan daher nicht leicht geworden, aber als neugebadener Ehemann konnte er unmöglich weiter mit ihr unter einem Dache wohnen; er hatte sie also vor sechs Wochen mit einer

Anzahl von Silberringen, Spangen, Sarongas und reichlichem Hausgerät zu ihren Eltern heimgeschickt.

Jetzt stand sie lächelnd vor ihm, antwortete auf alle Fragen über den Grund zu ihrer Rückkehr nur mit einem Juden der Schulkern, hörte eine Stunde ohne Widerrede seine eindringlichen Beteuerungen, daß sie unmöglich bei ihm bleiben könne und nahm schließlich traurig drei alte holländische Silbergulden, ein Stück buntes Tuch und einen grellrot gefakten Spiegel in Empfang. Jan war über ihre Anhänglichkeit gerührt und fand sie hübscher als je, worüber er im Geheimen als braver Europäer Gewissensbisse empfand, trotzdem er die auf dem Wege befindliche Wilhelmintie nur auf die eindringlichen Empfehlungen seines Onkels genommen hatte und nur nach einem schlechten Photo und vier Briefen kannte.

Er ging noch ein Stück mit Ara unter den dunklen Kokospalmen gegen die Maisfelder und wartete dann vorsichtig, bis ihr heller Sarong in dem Dicht verschwand. Aber schon während er im Garten die fünf von den Chinesen gelieferten Raketen auf die Pfähle band, schlich sie zurück und versteckte sich in einem Pisanggebüsch.

Nach neun Uhr kam der dicke Pieter Geldern schweiztriefend in einem verkitteten Bratenrod an, der etliche tropische Schimmelflecke aufwies, bald darauf ratterte ein Ochsenfuhrwerk, aus dem Mr. Smith kroch. Beim folgenden Stat wurden zwei Flaschen Bitter leer. Nach jedem Spiel suchte Jan das Meer mit dem Glase ab. Gegen zwei Uhr morgens — man hielt bei der dritten Flasche — tauchten die Decklichter des Dampfers hinter der vorliegenden Insel auf. Jan lief vor das Haus und brannte die erste Rakete ab, sie schoß rot mit blauem Sternengeprassel über die Palmen und alarmierte das ganze Dorf. Nach dem Feuerwerk zog ein Haufe Malaien mit schwankenden Laternen hinter den drei Weihen zum Molo. Als die Sirene zu krähen begann, nahm Jan etwas erregt sein Glas, setzte es nach einigen Minuten ab, rieb die Augen und spähte dann wieder angestrengt hinaus — das Schiff lief schon ein und zeigte die Breitseite — das ganze Deck gestopft voll Menschen, alles schwarze Gesichter. Während der alte Kasten anlegte, sprang er über die Reeling, zwängte sich durch die gaffende Mauer von Chinesen und Malaien zum Kapitän, der bedauerte: Zwei Missionare waren die einzigen Weißen!

Er holte den Postlad aus der Kajüte, sortierte, reichte Jan ein Bündel Geschäftsbriefe aus Java, Zeitungen und einen dicken Brief aus Amsterdam.

Jan brach ihn auf der Kommandobrücke neben der grünen Laterne auf: Sie kam nicht! Nach etlichen weit-schweifigen Phrasen über die beschwerliche Reise und die Gefahren unter den wilden Völkern folgte ein verschämter Bericht über ihre Liebe zu einem Bierbrauer, mit dem sie sich vorübergehend entweit hatte und der sie jetzt heiraten wolle. Dann noch ein Duzend Entschuldigungen und Glückwünsche, als Beilage etliche Dokumente.

Er steckte den Brief gelassen in die Hosentasche, konstatierte verwundert, daß er eigentlich verdammt wenig enttäuscht sei und die Sache unter solchen Umständen kein schlechtes Ende genommen habe. Nur die überflüssig verpufften Raketen reuten ihn — sie hatten zwei Säde Kopra gekostet!

Aber Schweinekäfige und schlafende Chinesen kletterte er auf den Molo, erstattete seinen Freunden einen sachlichen Bericht, erstigte ihre verlegenen Tröstungsversuche mit einem kräftigen Fluch auf die weißen Weiber, dann marschierten sie mit dem Laternen tragenden Malaiengefolge zurück.

Auf der Veranda flackerten noch die Kerzen in den Konferendbüschen, die Lampions glühten, während um den weißen Vulkan der Insel schon ein Schleier von satten Wolken sich purpurn färbte. In einem gelben Pyjama ent-fortte Jan jetzt eine Batterie von Getränken, Pieter legte seinen schimmelfigen Bratenrod ab und leitete das ver-spätete Hochzeitsmahl bei festlicher Kerzenbeleuchtung, gran-diofer Tropendämmerung, wildem Geschrei der erwachenden Papageien und Affen mit einem kräftigen Prosit auf die wunderbar gerettete Freiheit Jans ein.

Er war noch nicht zu Ende, als plötzlich die schlanke Ara in der Türe erschien, feierlich geschmückt mit allen Silber- ringen, Spangen und Halsketten, zwei große, blaurote Blüten im Haar. Ihr schillernder Sarong funkelte in der ersten Sonne. Sie verbeugte sich tief mit gekreuzten Ar- men, ihre sanften Rehaugen waren auf Jan gerichtet.

Er überlegte einen Moment. Dann stand er auf, holte einen glatten Reif aus einer kleinen Schachtel und zog ihn, ohne ein Wort zu sprechen, durch die weiße Korallenkette, die von dem braunen Hals des Mädchens hing. —

So fand auch der Ehering Wilhelminties an diesem Morgen seine Verwendung.

Der Tod des Gottes.

Von Dr. Otto Braak.

1.

Im Staubgewöl, das den Weg des Sohnes der Sonne umwoht, lauert verhüllten Gesichts das Volk. Die silbernen Räder des Streitwagens, der den Pharao trägt, blitzen durch die Schwaden, grelle Combellschläge ausen gegen den Himmel von geschmolzenem Stahl. Braun-geschmeidige Renden der jungen Tänzerinnen schimmern auf, die singend den Götter- geliebten umjubeln. Zum Unsichtbaren, dem uranfänglichen Ptah, in die ewige Memphis, zieht der Herrscher, um mit ihm, der Gott mit dem Gotte, im Heiligtum zu reden.

Die Tempelpolonen in drohender Majestät kommen nah. Hart an das Gemäuer geschmiegt kniet Hath-em-su, des Sclavenaufsehers knospiges Kind. Die schmalen halbreifen Schultern beben aus dem blauen armseligen Gewand, der Blick der mandelförmigen Augen bohrt sich, eine Flamme, in die Züge des Pharao. Der, ein eherner, unbewelter Gott, hält die Lider des bronzenen Gesichts fast geschlossen — was find ihm Festrausch und Wimpel, Krieger und Volk?

Da der Kampfwagen unter schmetterndem Getöse dem Polon aurolt, streift ein Funke des gebietenden Auges un- bewußt die Kindgestalt und dieser Blick schießt, ein Weil, in die unbewehrte Mädchenbrust. Vorüber ist der Herr des Himmels — ein Windstob der Ehrfurcht beugt der Menne schauernde Häupter — der Gott ist beim Gotte eingetreten.

Die kleine Hath-em-su lehnt, ein Säuslein, zusammen- gesunken am Ed des Polons. Die Stöße der wogenden Masse um sie wecken sie nicht auf.

2.

Des Sclavenaufsehers Weib litt Not um die Tochter. Scheute Hath-em-su schon vormem die wilden Spiele der Genossinnen — seit der sengende Strahl des fürstlichen Auges ihren gebrechlichen Körper getroffen, war sie ent- rückt. Die Mutter klagte, daß dem Kinde kein Wort, warum sie leide, zu entreißen sei — der Vater, zu welchem sie ihrenummer trug, rief den Born des ganzen ägyptischen Pantheon auf die Unfolgsame herab. Himmel, wie war der arme Mann geschlagen — wozu gaben die Götter Kinder, wenn nicht zu Trost und Stütze der Eltern? Die Schläge des erbosteten Vaters, die den arten Rücken anschwellen ließen, kühlte sie nicht — die übergroßen Augen, die stets in eine unerreichbare Ferne gingen, malten ihr ein blaues Sehnsuchts-Wunderland. Kein flüchtiger Gedanke, daß der Herr über Leben und Tod sie nicht mit Bewußtsein wahr- genommen, daß es nichts Gleichgültigeres für ihn geben konnte, als ihre Lust oder ihr Verderben, streifte die ätternnde Kindesseele. Sie trank den Blick des Erhabenen, Erinnern und Träumen bauten ihr das Glück. Trug sie in der schwebenden Anmut ihres Stammes die Wassergefäße zum Nilufer herab, hütete sie des Vaters Herde, so drang nichts davon in ihr Wachsein. In der fatten Kraft un- geberdigen Gefühls, im leimenden Rausch der Weibheit ver- sehrte sie sich.

3.

Die Schreie der Klageweiber zerrissen die Luft. Auf- gefangen und zurückgeworfen vom blau-erznen Himmel bohrten sich die schrillen Rufe wie Speerstöße in Ohr und Hirn — die Volksmenge brach, im Grauen geschüttelt, in Toben aus, die eigene Brust zu erleichtern. Der da inmitten dumpfer Bedenschläge und tiefstöniger Hörner zu Ofris ging, eingeschlossen in den Silber- und in den Goldsara, beide um- rahmt von dem hölzernen Sarkophag, der das Abbild der Mumie trug — der war der Sohn der Götter, Pharao, der Erwählte der Leuchtenden und Epigen.

Die Pyramide wuchtete ihre Massen vor dem Zug. Die Geheimnisse ihrer zerklüfteten Gänge musten den Raum hehlen, der den Leib des noch jugendlichen Herrschers und seinen seelischen Doppelaänger bergen sollte, während der Pa, die Seele selbst, durch die zwölf Stunden schritt, alle magischen Formeln in Anst, sie zu veressen, wiederholend.

Hath-em-sus Vater gehörte zu denen, die den innersten Wea mit der Königsmumie abauschreiten hatten. Sein braunes Gesicht verzerrte sich in Wut, als sein Bild die scheue Tochter erlakte, welche, alle Mauervorprünge be- nützend, sich eideckenhast in der Nähe der Träger zu halten suchte. Des Vaters herrischer Wink verschuchte sie.

Wochen und Monde der Trauer brachen über des Auf- sehers Haus. Wo war Hath-em-su, die trotz allem den Eltern Licht und Sonne gewesen? Denkbar war nur, daß das Kind sich in den mit satanischer Verschämtheit angelegten verzweigten Gängen der Pyramide verlaufen hatte und im Elend zugrunde gegangen war. Und das schlimmste: man konnte nicht einmal ihren Leichnam in der für die Ewig- keit verschlossenen Pyramide suchen, nie hätte es selbst ein Großer, geschweige denn der geringe Aufseher, gewagt, die

Ruhe der Königsgruft zu stören. Kein Klageweib zerraupte sich Haar und Gewand an ihrer Bahre — wie sollte ihre Seele auf die Totenbänke sich retten, um zu Osiris zu kommen? Der Eltern Gesichter wurden grau und steinern.

4.

Und Stille lag über der Ruhestatt, eine Wolke. Die schweigende Wüste war in ihr verschlossen. Einen Schleier über den anderen legten die vielen Jahrhunderte.

Grell schlugen aber in einer samtenen Nacht Stimmen, hell, wie sie die Wüstenföhne haben, in die Todesstarre. Weiße Burnusse flatterten, schweißgenähte, gierverzehrte braune Gesichter hauchten einen Dampf der Tierheit — die Horde räuberischer Araber brach johlend durch die zerstörten Gänge. Und ihr Schreien durchstieß die Majestät der Totenstille — und steigerte sich zu infernalischem Geheul, als unter dem Ansturm der Brecheisen die Mauern in Staubwolken stürzten, die Mauern, die den Fürsten der Vorzeit im Heiligtum hielten. Aber plötzlich warf ein graufiger Anblick die Gewalt sogar dieser tobenden Horde nieder und ließ sie versteinern: über dem Sarkophag hingeworfen klammerten sich feine Knochenarme um das erhöhte Haupt des Mumienabbildes — das Skelett, offenbar das eines jugendlichen Mädchens, lag in Verzweiflung quer über der Stätte, die die Seele der einst Lebenden barg.

Neue Bücher

* „Der Rhein von Mainz bis Düsseldorf, Eifel, Mosel, Ahr, und Lahntal, Frankfurt, Wiesbaden“ Mit 15 Karten, 17 Plänen, 8 Grundrissen, 6 Panoramen der Rheinfahrt und eine Rundfahrt. (Revers Reiseführer.) Verlag des Bibliographischen Instituts, Leipzig. Die Neubearbeitung des beliebten Rheinführers, der vor dem Kriege unter dem Titel „Rheinlande“ geschäft war, erweist sich als ein völlig neues, aber wohl gelungenes Buch, das ebenso den Bedürfnissen des heutigen Rheinreisenden wie den großen Veränderungen seit Erscheinen der letzten Auflage Rechnung trägt. Ein besonderer Vorzug ist die klare Gliederung des reichen Stoffes. Das Hauptgewicht ist auf eine ausführliche Darstellung des Rheintals von Mainz bis Düsseldorf gelegt; in besonderen Abschnitten werden Frankfurt und Wiesbaden nebst dem Taunusgebiet sowie die Täler der Mosel, Ahr und Nahe und die Eifel behandelt. Bei der Beschreibung der Museen und Sammlungen, die praktischweise aus den Stadtbeschreibungen herausgenommen sind und in besonderen Abschnitten dargestellt werden, bei den geschichtlichen und kunstgeschichtlichen Angaben wie in den Fragen des Verkehrs, der Unterkunft u. dergl. ist mit Hilfe ortskundiger Mitarbeiter, der zuständigen Behörden, Verkehrsvereine und Kurverwaltungen größte Zuverlässigkeit erstrebt und erreicht. Dem Texte gleichwertig ist auch der Kartenteil zeitgemäß gestaltet: neben fünf Grundrissen bereichern acht Neufische von Stadt- und Uebersichtsplänen den stattlichen, 351 Textseiten umfassenden Band.

* „Soziologie und Sozialpädagogik“ bei Chr. G. Salzmänn von Dr. Otto Bastian. Pädagogische Reihe, herausgegeben von Rudolf Lehmann (Gebrüder Paetel, Berlin-Leipzig 1926). Der Arbeit Bastians, der durch persönliche Bekanntschaft mit einem Urenkel Salzmanns einen Einblick in die fast getreu bewahrte Umwelt Salzmanns und in eine ganze Reihe ungedruckter Manuskripte gewinnen konnte, liegt das gesamte Schrifttum des Pädagogen zugrunde. Es zeigt sich, daß Salzmänn, der doch am Beginn unserer Geistesepoche steht, viele Berührungspunkte mit der Gegenwart hat. Pädagogik, Gemeinschaftsschule, Arbeitsprinzip, Berücksichtigung der Individualität: alles das findet sich schon bei ihm. Am bemerkenswertesten erscheint, daß es dem Verfasser gelang, den Punkt deutlich aufzuweisen, den Salzmänn selbst als den wichtigsten für sittliche und soziale Besserung ansieht: die Erziehung in der Familienverbrüderung, nicht etwa in der Familie oder in der Schule, ein Vorschlag also, der heute ähnlich z. B. von Ratorp gemacht wird. Eingeleitet wird die ganze Schrift durch eine kurze Darstellung nicht des bekannten äußeren Lebens Salzmanns, sondern seiner inneren Entwicklung.

* „Luft, Sonne, Wasser“ von Dr. med. F. Thering. (Gerhard Stalling Verlag, Oldenburg). Der Verfasser errichtet in vorstehender Schrift das Gebäude der modernen Sonnenbehandlung auf biologischer Grundlage. Er vertritt die Ansicht, daß nicht ein einzelner Spektralbestandteil, sondern die Gesamtheit aller im Sonnenlicht schwingenden Wellenlängen das Geheimnis von der Heilkraft des

Lichtes umschließt. Daher ist nicht nur das direkte Sonnenbad, sondern auch schon das einfache Luftbad heilwirksam. Von hier ist nur ein Schritt zur Ausnutzung von Luft, Sonne, denen sich Wasser hinzugesellt, bei Tuberkulose, Rheumatis, Strophulose, Blutarmut, kurz allen Krankheiten, welche aus Luft- und Lichtmangel entspringen. Ausgiebig wird die künstliche (Quarz-) Sonne gewürdigt in ihrer spektralen und biologischen Eigenart. Ein reicher Schmuck feinsinnig ausgewählter Kunstlichtbilder vervollständigt den Inhalt der Schrift.

= Durch Technik zur Kunst der Sprache und des Gesanges. Von Deso Pollich. (Verlag von Dörffling & Franke, Leipzig.) Mit erfrischender Sicherheit tritt Deso Pollich auf den Plan. Sie respektiert keine verschiedenen Register, kennt nur „Klang“; keine Tonleiter, — nur „Klangfolge“; kein hoch und tief, — nur „hell“ und „dunkel“, und auf Grund von sehr respektablen, physiologischen Untersuchungen predigt sie — frei nach Carusos Wort „Singe auf dem Atem“ — das Evangelium: Der Atem wird an den Stimmbändern Klang, steigt als geklangter Atem durch den Schlund, und ergießt sich, nachdem er die Textform belebt hat, aus dem Munde in die Luft! Diese Prozedur muß aber natürlich „Erlebnis“ werden. Nun, wenn die Sache so einfach ist: Alle auf zu Deso Pollich! O. D.

= Jugendtänze. Herausgegeben von E. Janlek und D. Giebel. Klavier- und B. Schneider. Verlag von B. G. Teubner in Leipzig. Die durch ihre Sammlung „Neue Märktische Tänze“ in den Kreisen der Jugendbewegung schon bekannten Herausgeber wollen mit dieser zweiten Sammlung musikalisch anspruchsloser „Jugendtänze“, die im märktischen Volkstanzkreis entstanden sind, die Jugend zu eigenem Gestalten im Tanz anregen. Besonders der „Stamps-Kontre“ und der „Post-Bierer“ werden dazu geeignet sein.

* „Meggendorfer Blätter“. Zeitschrift für Humor und Kunst, 1. Halbjahr 1927 (Verlag J. F. Schreiber, München). Der erste Halbjahrsband der Meggendorfer Blätter für das Jahr 1927 ist im Verlag von J. F. Schreiber — wie immer — in gediegener, geschmackvoller Ausstattung vorgelegt worden. Haben Kunst und Literatur in den letzten Jahren oft Wandlungen der Erscheinungsform durchgemacht, die in ihrer Plöcklichkeit die Anhänger früheren Geschmacks unversehens allein ließen und in ihrer Ausschließlichkeit auch noch keine größere zur Aufnahme bereite Gemeinde finden konnten, dürfen die Meggendorfer Blätter für sich das Verdienst in Anspruch nehmen, daß sie verständnisvoll die Brücken aus der Biedermeierkunst in die Moderne zu schlagen und ihre Leser durch Wort und Bild, Humor und Satire, mit Zeit- und Kunstverständnis den Forderungen und Neuerungen heutiger künstlerischer Ausdrucksweise näher zu bringen verstanden haben.

* „Ost-, Mittel- und Südasiens“. Unter diesem Titel erschien soeben im Verlag Carl Flemming und C. T. Wiskott A.-G., Berlin SW. 48, eine neue Generalkarte. Die Karte, Größe 78x92 cm, schließt in dem äußerst günstigen Verhältnißverhältnis von 1:10 000 000 den gewaltigen Erdraum ein, der nordöstlich zwischen dem nördlichen Polarkreis und Australien und westöstlich zwischen Buhara und dem Pazifischen Ozean liegt. So gelangen hier das gesamte Chinesische und Japanische Reich, die den Amerikanern gehörigen Philippinen, das ganze Niederländische, Französisch- und Britisch-Indien, sowie weite Teile von Rußisch-Asien in anschaulicher Weise zur Darstellung. Sie geben eine klare Übersicht mit reichen Einzelheiten, die eine rasche Unterrichtung über die Vorgänge in Fernasien und deren weitere Verfolgung ermöglichen.

* „Valutatabellen 1914—1927“ mit Goldmarktabellen 1918—1923 und Goldmarkumrechnungstabellen. (Frankfurter Societätsdruckerei G. m. b. H., Abteilung Buchverlag, Frankfurt a. M. 1927). Die als Sonderveröffentlichung der bekannten Vierteljahrschrift „Die Wirtschaftskurve mit Indizeszahlen der Frankfurter Zeitung“ herausgegebenen Valutatabellen liegen in 13. bis Ende April 1927 ergänzter Auflage vor und verzeichnen nunmehr neben dem Dollar sämtliche in Deutschland notierten europäischen Devisen außer Danzig, Athen und Bulgarien. Neu aufgenommen wurden der polnische Zloty und der südslawische Dinar; außerdem die Reichsmarknotierung in der Schweiz und in London, sowie die deutsch-österreichische Krone in Zürich. Die im Anhang beigegebene Goldmarkumrechnungstabelle ist für die Abwicklung von Geschäften aus der Inflationszeit, ganz besonders aber auch für die gegenwärtig noch schwebenden Aufwertungsregelungen von großer Wichtigkeit.